

Zeitschrift: Centrum : Jahrbuch Architektur und Stadt
Herausgeber: Peter Neitzke, Carl Steckeweh, Reinhart Wustlich
Band: - (1996)

Artikel: Wohnbauten von Rüdiger Kramm
Autor: Weiss, Klaus-Dieter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072819>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sozialer Wohnungsbau in Wiesbaden (1995)

Die territorialen, sozialen und psychologischen Grundbedürfnisse von Menschen scheinen als Planungsbasis für Wohnungsbau immer wieder in Vergessenheit zu geraten. Mit seinem sozialen Wohnungsbau in Wiesbaden-Sauerland, einem brillanten Raumgefüge in einfachem Gewand, gehört Rüdiger Kramm in widrigen Zeiten zu den wenigen Hartnäckigen.

Kramm zeichnet in seinen Wohnbauten mit eigenständigen architektonischen Mitteln, einfach und überzeugend, eine Utopie – keine bewährte, steinerne Historie. Besonders die Südfronten mit ihren Wintergärten, Glashäusern und Wohnregalen in Wiesbaden wie in Darmstadt oder Frankfurt erstrahlen mitunter in einem Glanz, der das unverhohlene offenbarte additive Element des Wohnungsbaus in das Licht eines gesellschaftlichen Aufbruchs taucht. Unter dem im Vergleich zu den Verhältnissen vor zehn Jahren weit

stärkeren Kostendruck, dem sozialer Wohnungsbau in Deutschland ausgeliefert ist, bietet Kramm am allerwenigsten konventionelle Gediegenheit im Erscheinungsbild. Die Häuser zeigen Thermohaut und Schiffssperrholz statt Ziegelfässaden, Sichtbeton statt Naturstein, Zink- statt Kupferoberflächen und auf den Wetterseiten Kunststofffenster anstelle von Holzfenstern. Passiver Wärmegewinn, Wärmespeicherung und kontrollierte Wohnungslüftung entsprechen den heutigen Kenntnissen der Energieeinsparung. Das konstruktive Grundraster der Wohnungen ist mit identisch mit dem des ruhenden Verkehrs darunter (7,50 m). Dennoch stellt sich die Architektur dem Bewohner nicht in den Weg, sondern öffnet sich auf einer sehr handlungsbezogenen, praktischen Ebene dem Risiko gesellschaftlicher Veränderung auf dem Weg von der Ausgrenzung zur Annäherung. Ein ungewöhnlicher Luxus.

Bekannt wurde Rüdiger Kramm 1987 mit seiner Wohnanlage Bessunger Straße in Darmstadt – und seiner Leiden-



schaft für Treppen. Die „unumgängliche“ Stapelung der Wohnungen, darum gemeinschaftlich genutzte Treppen und Flure sind das systembedingte Manko des Wohnungsbaus gegenüber dem autonomen Wohnen im allseits beliebteren Einfamilienhaus. Die Frage nach der territorialen Einbettung der Wohnung in das unmittelbare Umfeld jenseits ihrer Privatsphäre – bis hin zur Öffentlichkeit der Stadt – lenkt den Blick auf die Ausgestaltung und Formulierung der Wohnungsgrenzen. Sie vor allem entscheiden über den qualitativen Sprung zwischen dem Haus mit mehreren oder vielen Wohnungen und dem „Einfamilienhaus“. Zwar setzen sich beide Häuser aus denselben Komponenten zusammen: Wohn-, Neben-, Grün-, Wirtschafts- und Spielflächen. Aber im einen Fall entsteht aus den Einzelkomponenten ein komplexes vernetztes System, das in seinen Nutzungsmöglichkeiten über die bloße Addition der Einzelelemente hinausgeht und eine Struktur höherer Ordnung entstehen lässt – begünstigt durch die unmittelbare

Einordnung in den öffentlichen Raum. Im anderen Fall bleibt es bei separierten monofunktionalen Einzelbereichen, verbunden über ebenfalls nur eindimensionale Verkehrselemente. Die Diskussion um das sogenannte „Wohnumfeld“ oder „Wohnaußenhaus“, geführt in den achtziger Jahren, nahm sich dieser Sackgassen des städtischen und gesellschaftlichen Lebens wohlweislich nicht an. Statt dessen ging es vom Blumentopf auf dem Treppenpodest über Sandkiste, Freiluftsach, Grilltisch bis zum städtebaulichen Infrastrukturangebot prinzippetreu und innovationslos um nichts anderes als die Nachinstallation von beschwichtigendem Zubehör. Nicht um das „Zwischengebiet“, das als Schlüssel für das Gefühl von Verbundenheit jeder Form von Gemeinschaft zugrunde liegt (Herman Hertzberger, 1961). Die Postmoderne verwandelte die Märkischen Viertel der Städte kurz darauf mit Pomp und Farbe in merkwürdig dicht gereihte Schloßanlagen, unmerklich aufgeteilt in kleine Einzelabteile. Und heute?





Der Beitrag von Kramm und Strigl dokumentiert selbst an einem kühlen November-Nachmittag, daß der städtebaulich verhalten angedeutete Blockinnenraum, das am Rand plazierte Spielhaus mit seiner darüber angeordneten Sonnenterrasse, die angrenzenden Wege, Treppen und Laubengänge beinahe strapaziös genutzt werden. Bis auf die bislang – aus diesem Grunde? – geschlossene Spielterrasse. Dabei waren die städtebaulichen Vorgaben der Stadt nicht einmal ideal. Die an einem Nordhang hofartig gruppierten Wohnungen werden aus Grünachsen zwischen viergeschossigen Nord- und fünfgeschossigen Südzellen erschlossen. Die geforderte Bautiefe erzwang zum Teil mittig er schlossene Zweispännertypen, die das Energiekonzept Zonierung nicht konsequent unterstützen können. Dennoch zeigen auch die großzügig angelegten, hellen Treppenwege im Inneren ein unmißverständlichliches und gebrauchstüchtiges Raumgefüge. Kein einziges Stück der Nutzfläche von Grundstück und Gebäude bleibt dem Zufall überlassen. Die Nachbarblocks hüllen sich dagegen in skurrile, mal versehentlich postmoderne, mal vermeintlich dekonstruktivistische Formen: haushohe Triumphtore, von Tauben bewohnt, oder schwelende Flugzeugteile über den Hauszugängen. Vor allem aber in höfliches und unbeteiligtes Schweigen: die Wohnung, ein Innenraum.

Architekten:
Rüdiger Kramm & Axel Strigl, Darmstadt
Projektarchitekten:
Thomas Grüninger, Gottfried Wacker
Mitarbeit:
Ulrike Wess, Christina Kleineidam
Tragwerksplanung:
Unverzagt, Wiesbaden
Heizungsbau:
WGT, Loebell, Wiesbaden
Elektroplanung:
Klees, Wiesbaden
Wettbewerb (1. Preis)

Sozialer Wohnungsbau in Niedrigenergiebauweise in Frankfurt-Bonames (1995)

Der Traum des Architekten von urbaner Vielfalt schon innerhalb des eigenen Bearbeitungsbereichs bietet für Bauherren und Investoren in der Regel wenig Verlockungen. Das Knäuel aus baurechtlichen Bestimmungen, Nutzerwünschen, funktionalen und konstruktiven Erfordernissen wird mit jeder weiteren „Sonder“-Funktion nur verworrenen und vermeintlich ohne jeden Vorteil „störanfälliger“. Vergessen die Zeiten, als es üblich und „normal“ war, über einem Laden, einem Büro, einem Restaurant oder gar einem Kindergarten zu wohnen. Säuberliches Auf trennen der Stadt an ihren Funktionsnähten ordnet die Stadt – nach dem Prinzip aufgeklappter Rasiermesser, wie Christopher Alexander schrieb – im Großen wie im Kleinen, auf der Ebene der Stadt wie des Gebäudes. Das macht die einzelnen Mosaiksteine städtischen Lebens größer, die Wege län-

ger, das Bild insgesamt farbloser. Wie unterschiedliche Farben müssen wechselnde Funktionen jedoch zueinander passen, um eine sinnvolle Struktur zu bilden. Vielfalt um der Vielfalt willen stiftet zum Vagabundieren an, erzeugt keine Wohnqualität, die zum Bleiben einlädt.

Das Projekt in Frankfurt-Bonames baut auf dem Erfolg anderer Projekte des Büros Kramm & Strigl auf, stellt aber auch wichtige neue Ansätze zur Diskussion. In einer Randlage der Metropolen-Randgemeinde wirken die fünf intelligent geplanten Zeilen wie die Frankfurter Gegenwelt zu Hans Kollhoffs Miniatur-Stadt „Malchower Weg“ in Berlin-Hohenschönhausen.

Rüdiger Kramm realisiert mit geringstmöglichen Aufwand größtmöglichen Wohnwert. Das heißt: Mit zum Teil einfachen Mitteln (12 cm Thermohaut mit mineralischer Dämmung, Sockelleisten aus PVC, furnierte Zimmertüren, aber auch sehr viel Glas, Kieferfenster, Grasdächer, Eichenroste





auf den Balkonen und eine auf die Luftfeuchtigkeit im Inneren reagierende Lüftungsanlage) entstehen

- nutzungsneutrale, aber individuellen Gebrauch dennoch stimulierende Wohnungsgrundrisse,
- flexible Teilungen und koppelbare Wohneinheiten zum Beispiel für Alleinerziehende,
- offene zur Kommunikation einladende, aber nicht verpflichtende Erschließungswege,
- ein weites Spektrum von Freiräumen und Wintergärten,
- Gemeinschaftsräume vom Allraum bis zum Kindergarten, ein abwechslungsreiches Wegenetz auch durch die Zeilenstruktur hindurch, integrierte natürlich belüftete und belichtete Garagenplätze,
- Integrationsmöglichkeiten von Büro-, Praxis- und Verkaufsräumen,
- ein realistisches Niedrigenergiekonzept.

Die Zeilen, die den Frankfurter Wohnungsbau der zwanziger Jahre keineswegs neu aufleben lassen wollen, sondern

viel eher Le Corbusiers Modell „Unité d’Habitation“ auf eine neue Basis stellen, sind strikt nach Süden orientiert. Die gestaffelte Baustruktur, durch die Erschließungsstraße schräg angeschnitten, präsentiert sich mit einer besonders eindrucksvollen Begrüßungsgeste: Das Längenmaß der Baukörper ist kaum zu ahnen. Tritt man zwischen die Baukörper, reicht dagegen die Distanz nicht aus, um die Dimension zu übersehen. So lernt man in dieser durchmodellierten Erschließungs- und Gartenzone von knapp 19 Metern Tiefe, an ihrem Endpunkt durch alten Baumbestand begrenzt, eher eine hofartige Begrenzung kennen als in Streifen geschnittenes banales Abstandsgrün. Entlang der öffentlichen Straße sind die Zugangsmöglichkeiten auf die Breite der notwendigen Feuerwehrzufahrten begrenzt. Schon hier signalisiert der auf Stützen abgehobene Hauptbaukörper, der dem Wohnen vorbehalten ist, daß Erd- bzw. Tiefgeschoß anderen Funktionen dienen. Da das Erdreich eines alten Industriegeländes an dieser Stelle ohnehin bis zu einer Tiefe von drei Metern abzutragen war, waren die Architekten um Ideen zur Ausnutzung dieses zusätzlichen Raumvolumens nicht verlegen. Im untersten Geschoß, auf beiden Seiten ein gutes Stück weiter angelegt als die außen sichtbare Haustiefe, finden die in dieser Wohnlage wohl unvermeidlichen Autos einen luftigen Abstellplatz. Entlang der geschickt angelegten, bepflanzten Geländeabsenkung im Bereich der Hauszugänge befinden sich aber auch die Kellerräume der einzelnen Wohneinheiten. Ob die mit einem beherzten Sprung frei zu überwindende Distanz zwischen Wohnweg und dem zum Teil offen geführten Kellergang in der Praxis tauglich bleibt, wird sich zeigen müssen. Ein mit Blick auf Licht, Luft und Bepflanzung natürlicher angelegtes „Keller“-Geschoß dürfte kaum zu realisieren sein. Ohnehin kann man im direkten Vergleich mit anderen Projekten des Sozialen Wohnungsbaus nur ungläubig darüber staunen, welche Qualitäten hier zu gleichlautenden Bedingungen möglich waren. Weiteres Zeugnis davon legt der schön geschnittene, überhöhte Allraum ab, der den Wohnungen der mittleren drei Zeilen im Schnittpunkt zwischen Straße und Wohnweg gleich zu Beginn „untergeschoben“ ist. Nach dem „Frankfurter Modell“ dient dieser Raum in freier Selbstverwaltung allen Mietern. Denn dieses Raumangebot ist nur möglich durch entsprechend reduzierte Wohnflächen. Andererseits könnte hier aber auch ein kleiner Kiosk mit Café realisiert werden, vorausgesetzt, die von den Architekten nicht zu beeinflussende Bewohnerstruktur macht eine Einigung möglich.



Die Wohnungen, in den unteren Etagen größer als in den oberen, sind zu Beginn als Zweispänner erschlossen, darüber mit kurzen Sticherschließungen als Laubengangtypen. Größe und Anordnung der Wohnungen bestimmen und „bewegen“ damit das Fassadenbild der Nordseite. Die Struktur der Lochfassade ohne die davorgestellten bzw. davorgehängten Erschließungselemente orientiert sich dagegen auf einfache Art und Weise, ohne ästhetische Vorgaben an den internen Funktionsabläufen. Als Besonderheit ist dabei das „optionale“ Wohnen zu erwähnen. Dieses Modell erlaubt es, jeweils zwei Wohneinheiten im Wohnbereich in einer frei gewählten Wohngemeinschaft zu koppeln. Alleinerziehende und ihre Kinder verfügen so auch in kleinen Wohnungen über die nach Personenzahl notwendigen Individualräume, ohne auf einen separaten Wohnbereich verzichten zu müssen. Im Hinblick auf die Betreuung der Kinder können sich daraus, gerade wenn die Eltern erwerbstätig sind, viele organisatorische Erleichterungen ergeben. Den für Kleinkinder notwendigen Kindergarten bietet die Wohnanlage unter Haus 1 gleich selbst an: ein helles, schönes, im Eingangsbereich durch eine geschwungene Glassteinwand geprägtes Labyrinth, das leider noch nicht zu fotografieren war. Daß der Skelettbau natürlich den Vorgaben der Stellplätze im Untergeschoß folgen muß, macht sich auch hier

nicht unangenehm bemerkbar. Die frei vor die Fenster gestellten Rundstützen treten vielmehr als architektonischer Luxus auf: das Haus zeigt, wie es steht. Funktioniert die Wohngemeinschaft nicht, lassen sich die Wohnungstrennwände mit Leichtbetonsteinen nachinstallieren. Schiebetüren weiten den verkleinerten Wohnbereich in den Flur und in den kleineren Schlafräum aus. Erst mit dem Rückbau entstehen im Vergleich zum Standard des Sozialen Wohnungsbaus Mehrkosten. Warum der Betreiber schon vor der Vermietung der Wohnungen von insgesamt elf Doppelwohnungen acht rückgebaut hat, ist nicht nachzuvollziehen, zeigt aber die Angst der Verwaltung auch vor Experimenten, die im Grunde gar keine sein dürften. Die Leidenschaft, sich mit Abgrenzungs- und Überschneidungsfragen zu beschäftigen, die sich noch gar nicht als problematisch erwiesen haben, verweist auf das eingangs Gesagte zurück. Vielleicht zeigt sich darin sogar ein typisch deutscher Ordnungssinn.

Architekten:
Rüdiger Kramm & Axel Strigl,
Darmstadt
Projektarchitekt:
Matthias Karch
Mitarbeit:
Silke Dölle, Gabi Schönherr,
Thomas von Sierakowski,
Gottfried Wacker

Tragwerkplanung:
Keller, Darmstadt
Haustechnik:
Rexroth, Dreieich
Bauphysik:
ITA, Dr. Sälzer, Wiesbaden